

Brief von Ludwig Rubiner an Ferruccio Busoni (Berlin, 15. März 1919)

Berlin, d. 15. März 1919

Lieber!

Dieser Brief wartet mit einigen Überraschungen auf. Die erste ist, dass meine Adresse nun lautet: Berlin W.30. Viktoria Luiseplatz 11 IV. Dass ich in Ihrem großen Zimmer bei der Arbeit sitze, und dass Emma Fital soeben im Nebenzimmer denkbar peinlich rein macht. —

Bald nachdem ich Rita wieder gesehen hatte, schien es dieser (ernstlich ganz außerordentlichen) Verwalterin Ihres Haushaltes während Ihrer Abwesenheit – und schien es auch mir – aus mehreren Gründen am besten zu sein, wenn ich in Ihre Wohnung zöge, bis auf Weiteres, das heißt: bis auf Ihre hoffentlich baldige Wiederkunft, oder bis auf Ihr Veto. – Ich tat dies zunächst ohne Bedenken, weil Sie selbst mir in Zürich die Schwierigkeiten als mehr berlinischer Art und vor allem durch Rita zu entscheiden dargelegt hatten. Die drei Gründe waren: Erstens, der persönliche Grund: Dass Ihre Wohnung der herrlichste Arbeitsplatz von der Welt ist, voll von Wundern, draußen vor den Fenstern, wobei immer wieder das Merkwürdigste von allen die Kuppel der Peterskirchlichen Gasanstalt der Augsburger Straße ist. Die Wohnung ist überhaupt merkwürdig. Ich wohnte erst im Hotel, dann bei Bekannten, äußerst traurig, so dass es nichts mit der Arbeit war und ich krank wurde. Kaum zog ich endlich (nach sorgfältigster Vorbereitung durch Rita und Emma) in Ihre Wohnung, wurde ich gesund und arbeitete drauf los. – Der zweite Grund: Im Hause (wie auch in Ihrer Wohnung, dort glücklicherweise ergebnislos) war mehrmals eingebrochen worden. Alle Beteiligten atmeten auf, als sie hörten, es bestehe die Möglichkeit, dass ein (zuverlässiges) männliches Individuum sich in der Wohnung aufhalten werde. Drittens: Es besteht die Möglichkeit, sogar die Wahrscheinlichkeit, dass in nächster Zeit schon große Wohnungen, vor allem solche, von denen mehrere Räume leer stehen, an obdachlose Familien aufgeteilt werden. Und so halte ich die jetzige Kombination (wie Rita auch) für eine ausgezeichnete Fürsorge – da man ja nicht wissen kann, ob nicht der gerade zufällige Dezernent über das betroffene Viertel böswillig ist, oder schlecht geschlafen hat, oder irgendetwas dergleichen, z. B. nationalwahnsinnig. Ich jedenfalls glaube, die Dinge sichern zu können. —

In Zürich haben Sie mir merkwürdig richtig prophezeit. Abgeraten vom Journalismus und angedeutet eine Existenz, die nicht von der Produktion des Talents abhängt. Ich, sonst ein sehr schlechter Boden für Lebensregeln, bin doch diesem Rat, der starken Eindruck auf mich machte, gefolgt. Ich fand, dass meine Angelegenheiten sich so wendeten, dass ich als geistiger Leiter in einem großen Verlag eintrat, und zwar mit einem so hohen Honorar, wie es wohl selten ein deutscher Schriftsteller für eine solche freie Tätigkeit je bekommen hat. Materiell geht es mir also gut! (Ich hoffe, dass Sie ein solches Wort in allen Briefen, die Freunde von irgendeinem Punkte der Welt an Sie schreiben, antreffen könnten!) Ich schreibe Ihnen das – so unwichtig es für die Hauptdinge ist – weil ich weiß, dass es Sie erfreuen wird. —

Die Geschichte, wie ich Leiter dieses Verlages wurde, ist aber wiederum seltsam. Ich suchte den Verlag Cassirer auf. Und da erlebte ich den aller, aller allerschlechtesten Eindruck, den ein Mensch in der Welt bekommen kann. Mir wurde sofort klar, dass wir in der Schweiz alle ganz ungenügend unterrichtet waren. Erstens ist der Verlag Cassirer ein politischer Verlag. Er bekommt seine Druckaufträge zum Teil von der Regierung, die sie nur des Buchhandels wegen mit der Marke dieses Verlages herausgeben ließ. Zweitens aber ist er ein noch politischerer Verlag insofern, als er auch noch der geistige geistige Unterstützungsverlag der sogenannten Unabhängigen sozialistischen Partei ist, und er ist also ein politischer Parteiverlag, dermaßen, dass alles was heute (wo die Regierung die diesbezüglichen Druckaufträge voraussichtlich nicht mehr geben wird, d.h. die mehrheitssozialistische Regierung) im Verlage Cassirer erscheint, automatisch als zugehörig zur U.S.P. (unabhängigen sozialistischen Partei) gerechnet wird. So blühte mir die unerbetene Überraschung, gerade an dem Tage, als ich nach Berlin kam, große Teile meines Voltaire-Aufsatzes aus den Weißen Blättern ohne meine Erlaubnis abgedruckt zu finden in der Tageszeitung Freiheit, dem Partei-Organ der Unabhängigen Sozialisten. Mein Einspruch wurde mit Befremden abgewiesen. Die Weißen Blätter erschienen im Verlag Cassirer; der Verlag Cassirer sei Parteiverlag, und was da erschiene, könne abgedruckt werden. – Nun gehöre ich erstens dieser Partei nicht an (wie keiner Partei!), und zweitens, selbst wenn ich ihr angehören wollte, müsste ich mir doch das Recht wahren, dies nach meinem eigenen Willen tun zu können, nicht aber auf Grund eines schlechten und ausbeuterischen Verlagsvertrages mechanisch als Glied dieser Partei zu gelten! Dies war das eine im Verlage Cassirer. Das andere aber war mein wiederholter Eindruck, dass ein Autor, der im Verlage Cassirer erscheint, zwar gelegentlich ein Honorar bekommt, aber in der Tat zum Vergessen verurteilt ist. In diesem Verlage ist keine Person, die etwas von Büchern versteht, oder sich dafür interessiert. Cassirer ist politisch interessiert, er ist seinem Talent nach ein Bilderhändler ersten Ranges und beschäftigt sich mit dem Verlag überhaupt nicht, er schiebt alles auf Kestenberg ab. Kestenberg ist lediglich für seine Person interessiert, er gibt Musikunterricht, er sitzt in der Volksbühne, er sitzt täglich im Kultusministerium, und er macht auch Fettflecke im Verlag Cassirer – aber seine Tätigkeit besteht darin, seine Person möglichst gut zu sichern. Er tut nichts und schiebt wiederum alles ab auf einen Herrn Reif, den engagierten Buchhändler des Verlages, der jung, langsam, untätig und ungebildet ist wie alle neueren Buchhändler.

So kommt es, dass Sie in den Buchhandlungen nur jene vier politischen Schriften aus dem Verlag Cassirer sehen, die in der Novemberrevolution die Regierung dort herstellen ließ, und für deren Vertrieb und Propaganda wohl auch die Regierung selbst sorgte. Von den Dichtungen des Verlages sieht man nichts, von ihnen singt kein Lied, kein Heldenbuch. Den allerschlechtesten Eindruck machte mir aber Kestenbergs Verhalten, als ich ihn über Ihren Faust interpellierte. Er tat, als wisse er nichts! Er grunzte erst Das inte ressiert mich! (Wie gütig: das interessierte ihn!) Als ich aber ernst wurde und den Schwindel mit der angeblichen Bestellung neuer Typen festnagelte, wurde er unruhig und musste sich plötzlich von Professor Gaul verabschieden, der sich in irgendeinem Raume des Hauses aufhielt.

Da ich nun sicher bin, dass sich in ernstesten Angelegenheiten stets ein Gaul oder ein anderer Esel im Hause befinden wird, der gerade im passenden Moment die Dinge nicht zur Klarheit kommen lassen wird, so verließ ich das Haus mit dem Entschluss, meine Beziehungen zum Verlage Cassirer zu lösen. Diesen Entschluss führte ich dieser Tage auch aus, sandte Cassirer das Geld, das ich plötzlich, nach Monaten, von ihm erhielt, zurück, und war ihm nur noch eine Summe schuldig, die ich in der Schweiz von ihm erhalten hatte. Sie können sich denken, dass mich diese ganze Sache recht deprimiert hatte. In dieser Stimmung traf ich mit dem Verleger Kiepenheuer zusammen, über den wiederum ich nicht richtig informiert gewesen war, trotzdem ich den Voltaire für ihn gemacht hatte. Der Verlag Kiepenheuer hat nämlich nicht allein eine sehr große Menge ausgezeichneter Bücher erscheinen lassen, sondern auch das kostspielige Kunstblatt eine Zeitschrift, die in glanz vollen Reproduktionen sich mit ältester, mit exotischer, indischer, ägyptischer und neuester Kunst beschäftigt, und vor allem auch eine Reihe von ganz kostbaren Luxus drucken. Kiepenheuer empfing mich, wie der Legende nach in alten Zeiten Verleger Künstler empfangen haben sollen: Alles Pekuniäre war ihm selbstverständliche Nebensache, die ebenso schnell wie klar – nach dem Wunsche des Autors! – verlegt wurde. Die Hauptsache war ihm ein reizender Empfang nach dem anderen, ausgezeichnete Bewirtung und leicht fantastische Dinners. Kurz, ich fühlte mich im Paris der Goncourt-Zeit, in der ein Verleger es als eine menschlich interessante Ehre betrachtet, mit dem Autor kostspielig speisen zu dürfen. Dabei erzählte ich dem Kiepenheuer meine Unzufriedenheit mit Cassirer, setzte ihm auseinander, worin die Sünden solcher Dinge bestehen, sprach auch über Unterlassungen seines Verlages mit ihm, und der Schluss war seine Idee: Kommen Sie in meinen Verlag. Das nahm ich an, denn erstens war ich nach den Erfahrungen des Hauses Cassirer aufgeputzt und ich fühlte das Bedürfnis, dass nun endlich ein Verlag da sei, der über große Mittel verfüge, auf den man wirklichen Einfluss hat, so dass keine Unsinn geschehe, dass nur künstlerisch wertvolle Werke mit internationaler Weltgesicht erschienen, und dass man für diese Werke etwas tut – wie der Ausdruck heißt. Nämlich dies ist doch der Sinn! Auch wenn in den kommenden Jahren in der Welt überall alles drunter und drüber geht, mit Hilfe dieses Verlages – unabhängig von jeder Konjunktur die Werke zu halten und durchzusetzen. – Andererseits sah ich auch in dieser Möglichkeit die Lösung meiner eigenen finanziellen Fragen, da ja der Eintritt in den Verlag unabhängig von meinen Produktionen ist, und so besprochen wurde, dass ich reiche Zeit und Kraft zu meiner eigenen Arbeit [...] behalte. Wiederum mit meinen Vorstellungen von einem modernen Verlage war Kiepenheuer völlig einverstanden. – Ich komme nun zu einem sehr wesentlichen Punkte, der Sie betrifft.

Ich habe mir erlaubt Kiepenheuer das Kesten berg–Cassirersche Verbrechen gegen Ihren Faust zu berichten.

Kiepenheuer wäre sehr froh, ich darf sagen: glücklich! – in seinem Verlage dieses Werk als vorbildlichen Luxusdruck erscheinen zu lassen. Er betrachtet es als selbstverständlich, Ihnen das Honorar, das sie eventuell mit ihm vereinbaren würden, zu zahlen, und außerdem die Ablösung jener Summe, die Cassirer Ihnen dafür gab, zu übernehmen! (Rita sagte mir etwas von 3000 Schweizer Franken betreffend Cassirer. Wenn Ihnen das irgendwie passte, bitte natürlich genaue Angaben.)

Ich, Ludwig Rubiner, übernehme die moralische Garantie, dass der Luxusdruck nicht nur sofort in Angriff genommen wird, sondern auch nach Ihren Wünschen ausgeführt.

Weiter bitte ich Sie: Haben Sie Lust, und haben Sie so viel Vertrauen zu mir, dass Sie diesem Verlage – unter der Garantie der Aufsicht durch meine Person – für eine wundervolle, international hochstehende und unnaturalistische dramatische Bibliothek (die als einzelnes Buch schon wunderbar wird) Ihren Arlecchino und Arlecchino II und Ihren Parnass zur vorbildlichen Herausgabe anvertrauen würden? Und ferner: Ihre literarischen Schriften — — Alle in bleibenden Ausgaben nach Ihrem Wunsch und nach Ihren Honorarforderungen. —

Ich wäre sehr froh, wenn Sie bald Zeit fänden, mir darüber ein paar Worte zu schreiben. Um Ihnen einen Begriff vom Verlage Kiepenheuer zu geben, wollte ich Ihnen erst die Luxusausgaben selbst senden lassen. Es stellte sich heraus, dass sie vergriffen sind, und so werden Sie sich mit einem Verlagsverzeichnis begnügen müssen.

Was meine eigenen Wünsche angeht, so will ich, dass dieser Verlag der erste, anständige moderne Verlag Deutschlands wird: Nicht so eisern lang weilig und staubnaturalistisch wie S. Fischer; nicht so liederlich und mit Amerikanismus in der Reklame wie Kurt Wolff, und nicht so indifferent und tatenlos wie Cassirer. Und überdies hat er großes Kapital, und der Verleger verspricht sich selbst nur etwas davon, sein Geld in so etwas hineinzustecken. Und noch eins: Würden Sie selbst im Verlag Kiepenheuer eine Hoffmann-Ausgabe machen wollen – Auswahl ihrer Lieblingsnovellen in einem (dicken) Band? Nicht vergessen!

Als ich die deutsche Grenze überschritt, fiel mir auf, dass alle Menschen so reines Deutsch sprachen, selbst wenn es bayrisch war; dass alle so freundlich und zuvorkommend waren, selbst in der Eisenbahn. Manches, vor allem Zeitungsberichte, hat uns eine falsche Vorstellung vermittelt. Es gibt überall Zigarren und Zigaretten, nur teuer. Es

gibt ein Bierli, das tausendmal besser ist als das von Hürli. Es gibt, im Schleichhandel, sogar Bohnenkaffee. – Die Menschen sind im Ganzen und Großen williger als früher, nur vollkommen uninformiert, über das was sie erwartet, und zum Teil über das, was war. Sie glauben heute noch genau wie früher Ihr ihrer Lügenpresse. In Berlin fällt einem zunächst auf: Eine unwahrscheinlich große Zahl von Autos; eine außerordentliche Großstadtzahl von Menschen in den Straßen; eine wunderbare Schnelligkeit im Denken und Antworten (z.B. auf der Straße). Die Verhältnisse sind voll von Böswilligkeit. Was in diesen Wochen an furchtbaren und grausamen Gemetzel vor gekommen ist, die entsetzlich, blutdürstige und tierische Roheit gegen ahnungslose und dumpf, unterernährt dahinlebende Unterdrückte, das lässt einem die so berühmte Bartholomäusnacht als eine Lappalie der Weltgeschichte erscheinen. Es scheint, man hat in den vergangenen vier Jahren noch zu wenig gesiegt, und man will durchaus weiter siegen. — Die wirtschaftlichen Verhältnisse sehe ich für das kommende halbe Jahr ohne Optimismus an. Wenn Sie im Herbst kommen könnten, so, dass Sie Ihre – für Ihre Lebensfreude – unumgänglichen Bedürfnisse befriedigen können, ohne allzu wucherische Preise zu bezahlen, so würde ich mich sehr freuen. Ihrer Aufnahme als geistigen und künstlerischen Führers der Generation seien Sie sicher. Das hat alles gestimmt, was Rita davon in Zürich sagte; noch mehr, Sie müssen sich die Masse, in denen das geschehen wird, noch viel, viel größer vorstellen, als man es sich in der bescheidenen Zürcher Luft gewöhnt. In den nächsten Jahren wird wohl Berlin doch der geistige und künstlerische Mittelpunkt von Europa werden, so wie es in den sechziger bis achtziger Jahren Paris war. Darauf deutet mir heute hier alles. An Rita habe ich eine große Überraschung erlebt. Sie bewegt sich in Berlin ganz natürlich, ist nicht hysterisch, ist nett und klug, hat ausgezeichnete und sympathische Bekannte, sie ist in ihrer natürlichen Luft und gar nicht mit der Zürcher Rita zu vergleichen. Und zu allem war Sie wirklich eine so ausgezeichnete Verwalterin der tausend Dinge Ihrer Wohnung, dass ich nur staunen kann.

Alles hängt hier nun von der Entwicklung der Ereignisse im Sommer ab. Vorläufig haben die Leute leider noch ein zu großes Vertrauen zu... ja, Sie werden das nicht für möglich halten, zur Entente, obwohl sie an diesem Vertrauen verhungern! Dieses Vertrauen wird, wie ich vermute, von offizieller Seite zu parteipolitischen Zwecken geschürt; da es aber noch eine Briefzensur gibt, kann ich mich wohl über diese Dinge wie über einige andere nicht auslassen. —

Noch eins: Dass ein Mensch wie Bruno Goetz nicht in Berlin ist, ist verbrecherische, dumme Idylle. Er muss nicht verhungern, er würde genug verdienen, dafür könnte ich, zum Teil, sorgen; und hier ist sein Platz, hier hat er zu arbeiten, wenn er nicht verkommen will. (Niemand muss verhungern: Selbst Goetzens Familie, die sich von lächerlich kleinen Summen erhält, isst mit ihren vier Personen ganz ordentlich; ich besuchte sie.) Jedenfalls ist höchste Zeit, dass er hier lebt. Die Pumpstation Zürich ist Unsinn. —

Meine Frau war nur kurze Zeit in Berlin. Sie fuhr auf ihr Besitztum, wo ihr Vater starb, und von deessen wir Beschaffenheit – ganz?, zerschossen?, verkommen? oder blühend? – wir uns keine Vorstellung machen konnten. Ich erhielt eine, wie es scheint, nicht unerfreuliche Nachricht von ihr. Sie wird in den nächsten Wochen wieder eintreffen.

Und nun umarme ich Sie und die liebe Frau Gerda und Lello und – vielleicht ist er schon in Ihrer Nähe – Ihren Benni!

Der Ihre in Freundschaft und Dankbarkeit Ludwig Rubiner
Berlin W.30. Viktoria Luisenplatz 11.